

damals unter den Franzosen als geistiger Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen und geistigen Bestrebungen um den génie du Rhin aussersehen war.

Uns, denen Kennntnis und Pflege des fränkischen Landes und Volkes am Herzen liegt, bleibt darum auch Schumacher unvergessen. Als Sinnbild für ihn mag die nach seinen Angaben aufgestellte mannhaft-nordische Gestalt eines fränkischen Kriegers im vollen Schmud der Waffen gelten, die im „Saal der fränkischen Bewaffnung“ in Mainz steht und die auch bei Schmaus „Geschichte und Herkunft der Franken“ wiedergegeben ist.

Wer mehr über Schumachers Leben und Arbeit zu erfahren wünscht, sei auf die liebe- und verständnisvolle Schrift von P. Gößler „Zur Erinnerung an Karl Schumacher“ (herausgegeben vom Bez.-Heimatismuseum Mergentheim) aufmerksam gemacht, der wir unsre Angaben im wesentlichen verdanken.

Zum Schluß sei Schumacher selbst das Wort gegeben mit Stellen aus seinem Hauptwerk (Bd. 3, S. 59—60 u. 337), die mit Recht auch Paul in sein neues Buch „Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes“ z. T. übernommen hat: „Mit ihrem entschlossenen Wesen und dem frohen Gemüt haben die Franken allenthalben der altansässigen, etwas schwerfälligen Bevölkerung einen neuen Einschlag und Antrieb gebracht, sodaß heute noch die damals fränkisch gewordenen Teile Badens, Württembergs und Bayerns sich in Sprache und Sitte von den übrigen scharf abheben.“ Mit Recht schreibt daher F. Kaufmann, Deutsche Altertumskunde 2. S. 107: „Es bleibt ein hoher Ruhm der Merovinger und der Karolinger, daß ihre Gesetzgebung die sich erst allmählich entwickelnden süddeutschen Stämme nicht in ein Schema gezwängt, sondern durch Individualisierung des Volkslebens neue deutsche Volkskraft aus ihnen erweckt hat . . . Aus ihrer Nachbarschaft mit den Römern brachten die Franken für die Kämpfe mit den Römern wie den Alemannen eine gute militärische und politische Schulung und große Kolonisationsgabe mit, die den Alemannen fehlte. Die innere Kraft zog das Frankentum aus der heimischen Erde, mit der es in ständiger Fühlung und Blutauffrischung blieb.“

Einen höheren Schwung erhielt das Leben in nachrömischer Zeit erst, als sich zum Fleiß und der Fähigkeit der Alemannen die politische Organisationsgabe und die kirchliche Begeisterung der Franken gesellte. Jetzt entstand ein einheitliches mächtiges Staatsgebilde, das auch den Siedlungsverhältnissen große Fortschritte ermöglichte.“

So sei dem großen Wanderer durch die fränkische Heimat und ihre Geschichte noch ein später Gruß von uns nachgerufen, die wir doch immer auch auf seinen Spuren gewandert sind und weiter wandern wollen.

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider.

(Fortsetzung.)

Und wenn mein Leben als Ganzes genommen wie das vieler anderer Menschen die berühmte Parcivaldreiheit „Tumbheit“, Zweifel“, „Saelde“ aufweist oder nach Überwindung der beiden ersten Stufen auf die dritte wenigstens zustrebt, so kann ich für das Gebiet, von dem ich jetzt spreche, nur von Dummheit, Erleuchtung und Sicherheit reden. — In der Domschule zu Bamberg hatte ich drei Lehrer; sie hießen Wolter, Motschenbacher und Friedrich; es waren tüchtige Männer, denen ich für Lesen, Schreiben, Zeichnen und für manches andere, was Bildung und Charakter anlangt,

noch heute dankbar bin. Was sie lehrplanmäßig uns nicht bieten konnten, das war die Heimatkunde. So was gab's damals noch nicht; es gab auch durchaus noch keine Unterrichtsgänge durch Stadt und Umgebung. In der Schule wurden die Anfänge der „Geographie“ getrieben, und für diese Wissenschaft gab es nur staatlich und verwaltungsmäßig eingeteilte Erdräume. Einer von diesen hieß „Oberfranken“, davon war eine Karte da, und sie ist, wenn mich nicht alles täuscht, während meiner Schulzeit einmal entrollt und aufgehängt worden. Ich wurde hinausgerufen, — ein hohes Glück — durfte sie also aus nächster Nähe betrachten und sah da schwarze Gebilde, wie der Querschnitt eines Herrenhalbzylinders anzuschauen; daneben dran Namen wie Muggendorf, Gailenreuth, Rabenstein standen — soviel sah ich in der Schnelligkeit — reimte ich mir nachher zusammen, daß diese Zeichen wohl Höhleneingänge darstellen sollten. Füge ich noch hinzu, daß einer meiner drei Lehrer gelegentlich bemerkte, die schönste Kirche Bamberg's sei der Dom, wenn auch das Volk vielfach die Obere Pfarrkirche für schöner halte, so ist alles gesagt, was in meiner Erinnerung von Heimatkunde aus meiner Volksschulzeit noch fortlebt.

Am Alten Gymnasium der Vaterstadt sodann bildete „Geographie“ ein zwar nicht von allen Mitschülern, aber von mir sehr gern betriebenes Pflichtfach; von „Heimatkunde“ war womöglich noch weniger als an der Volksschule die Rede; Unterrichtsgänge gab's da gleichfalls nicht, wenn ich die „botanischen Exkursionen“ ausnehme, die unser tüchtiger Lehrer Rainz veranstaltete; sie waren ja gewiß Unterrichtsgänge auf einem wichtigen Gebiet der Heimat, wurden von uns aber nur im rein pflanzenkundlichen Sinne aufgefaßt und konnten umso weniger nach der heimatkundlichen Seite hin ausgebaut werden, als der Unterricht in der Naturkunde leider mit der fünften Klasse aufhörte: eine große Schwäche des damaligen Lehrplans, die bekanntlich auch die Erdkunde traf. Von Erdgeschichte, von Geologie nicht die leiseste Andeutung während der ganzen Gymnasialzeit! Wenn ich demnach mit Leidenschaft Pflanzen und Steine sammelte, so hing das alles eigentlich in der Luft. Ich wußte genau, daß gewisse Pflanzen, sagen wir *Thesium montanum*, nur von einer bestimmten Grenzlinie an vorkamen und daß aufwärts dieser Linie bräunliche Steine auf den Wegen herumlagen; daß dies die Grenze von Reuper und Lias sei, und daß ich dieser Grenze, einem Quellhorizont, auch das frische Brunnenwasser verdanke, von dem ich täglich trank, blieb mir verborgen. Auch die geschichtliche und künstlerische Seite der engsten Heimat wurde von der höheren Schule vernachlässigt. Alles, was sich der junge Mensch auf diesem Gebiete damals eroberte, lag ganz außerhalb der Schule, die an meiner immer stärkeren Vorliebe für die künstlerische Seite der Heimat unschuldiger war denn ein neugeborenes Lamm. Und dann: den Begriff Franken in irgend einem anderen als verwaltungsmäßigen Sinn gab es für meine zu Dreivierteln frankenbürtigen Lehrer offenbar nicht. Niemals wurde der Begriff „Franken“, Land und Leute, als ein Begriff, der mehrere „Regierungsbezirke“ umfassen, als ein Begriff, der zu uns irgend eine Beziehung haben könne — niemals wurde er so ausgesprochen, und ich habe gegenüber einigen Lehrern Zweifel, ob das Wort überhaupt für sie ein Bewußtseinsbegriff war und zu ihrem Sprachschatz gehörte. Die Franken als lebendiges Volk waren damals in Bamberg und in Franken nicht mehr da; mit den Franken der Geschichte bestand kein Zusammenhang. Das All und das Eine war „Bayern“, und dieses Wort wurde in einem

Sinn gebraucht, der einer Täuschung und einer Fälschung gleichkam. — Ich muß in diesem Augenblick einem lächerlichen, aber wirklich schon geäußerten Vorwurf begegnen: daß ich „was gegen die Altbayern habe“. Nein, meine Freunde. Ich achte, ich ehre, ich liebe die Bayern in ihrer Eigenart, wie jeden anderen deutschen Stamm in der seinen. Aber kann ein echter Bayer wünschen wollen, daß Menschen außerhalb seines Stammesbereiches in dem Glauben erzogen werden, sie seien ebenso echte Bayern wie er? Unsere Erziehung aber war so verkehrt. Sie versuchte den Begriff „Angehörige des Staates Bayern“ in eine angenommene blutmäßige Einheit der Bewohner dieses Staates umzumünzen. Es war lächerlich, daß wir jungen Leute in vollem Ernste glauben konnten, wir hätten etwas mit jenen Bauernhelden gemein, die einst in Sendling verbluteten. Daß wir dies aber wirklich glaubten, beweist ein Gedicht oder eine Keimerei, die ich auf der Oberstufe des Gymnasiums fertigte, eine „Romanze“, wie ich sie kühn zu nennen beliebte, und deren geringer Inhalt der war: Der Schmied von Roedel steigt aus seiner Gruft mit einigen seiner Getreuen empor; er sieht zu seinem Schmerze, daß die alten Vätertugenden hingschwunden sind; doch da tröstet ihn einer der Freunde. Der war schon vorher einmal oben gewesen und hatte junge Männer aus dem Mainland beobachtet, wie sie sich zur alten Vatersitte zusammenschworen:

„Wo silbern durch die Auen
Des Maines Welle rauscht,
Von jungen Bayern hab' ich
Da eine Schar belauscht.“

Diese jungen Bayern, würdige Blutsverwandte des wackeren Schmieds, waren wir! Natürlich steigt nun der Schmied getröstet wieder in sein Grab; und so weiter, und so weiter. Ganz klar, daß es bei solchen Anschauungen unmöglich war, zum Kern der Heimatdinge und zum Herzen der Heimatmenschen den Weg zu finden; Unwahrheit lag wie ein Schleim darüber. Hält mir einer entgegen, diese unzutreffenden Vorstellungen seien unsere rein persönliche Jugenddummheit und vom Staat nicht gewollt gewesen, so stehen dem gewichtige Tatsachen gegenüber. Unser Geschichtsunterricht wußte nichts von der Vergangenheit der dem Königreich Bayern eingegliederten Stämme. Jeder Landsmann mag bestätigen, daß wir die berühmtesten, so ungeheuer wichtigen Erbteilungen der bayerischen Herzoge bis zum Überdruß und zu völliger Schulaufgabengerechtigkeit auswendig oхsten; aber feierlich möcht' ich bezeugen, daß die Namen der einstigen Herrscher und großen Männer unserer Heimat und unseres Stammes im Unterricht niemals vorkamen, sie mochten so bedeutend sein wie sie wollten; denn im Rahmen einer solchen Erziehung war Balthasar Neumann ein Zwerg gegen — Leo von Alenze. Und Julius Echter? Franz Ludwig von Erthal? Diese Namen hatten keinen Klang in unseren Schulsälen. Der Aufbau des Gymnasiums war von Fürstbischof Johann Gottfried von Aschhausen errichtet, ein schönes Renaissancetor mit seinem Wappen verkündete dies — ich erfuhr es erst, oder besser, ich sah es erst, als ich die Schule längst verlassen hatte; da merkte ich erst, daß dieser Johann Gottfried und sein zweiter Vorgänger Rithart von Thüngen die Stifter des Gymnasiums gewesen waren. Denn freilich: es war ein königliches Gymnasium. Diese Tatsache überdeckte alles, so wie die teils geglückten, teils verunglückten Bauten weiland König Ludwigs I. in der, hier sehr eindringlichen, Darbietung unseres Geschichtsunterrichts alles

andere überstrahlten. Daran knüpft sich eine mir noch heute wahrhaft peinliche Erinnerung, die mehr als noch viele andere Worte den wahren Wert jenes Scheingetues beleuchtet. Wir hatten gelernt, daß Aschaffenburg am unteren Main liege, in schöner Gegend, am Ausgang des Speßfarts, und daß sich dort das Pompejanum befinde, eine Schöpfung König Ludwigs I. Das Pompejanum! Aschaffenburg und das Pompejanum! Zwei nunmehr unzertrennliche Begriffe (wobei uns aber keineswegs recht klar wurde, was dieses Pompejanum eigentlich sei.) Der Zufall wollte es, der reine, abscheuliche Zufall, daß noch lange keine Ansichtskarte von dieser Stadt in meine Hände flatterte, daß kein kundiger Freund mir die Bauten Aschaffenburgs aufzählte, und daß ich verhältnismäßig spät, erst nach Abschluß aller meiner Studien, selber einmal nach der Stadt des Untermains kam. Ich steige am Bahnhof aus, gehe eine Gasse entlang — und sehe mich plötzlich den Planken und Türmen eines gewaltigen, breit hingelagerten, aus rotem Sandstein errichteten Gebäudes gegenüber. Lacht nicht, daß mich für eine winzige Zeitspanne der Gedanke durchzuckte: Das Pompejanum?? — Im nächsten Augenblick freilich blitzte der andere Gedanke empor: Unmöglich! So sieht kein Pompejanum aus, das der alte Ludwig hingestellt hat! Also ein Schloß, vor dem ich alsbald bewundernd stand; Werk eines Mainzer Fürsten, nicht der späteren Augsburger; ein Werk, das mir gleich als die Hauptsache von Aschaffenburg erschien, das aber unsere Schule unterschlagen hatte... Ich füge nur dies eine noch hinzu, daß ich nachher vom Schloßgarten zu dem wirklichen Pompejanum mit einer wahren Verachtung hinüberblickte, die meiner Seelenverfassung entsprach.

Die Zeit meiner Dummheit gegenüber Dingen, die mir nachher so lieb, ja so heilig werden sollten, endete gleichsam mit dem Tage, da das muntere Maultier dem Hof der Schule enttrabte, um zu den geistnährenden Futtertruppen der Universität München hinzueilen. Nicht als ob wir nun mit der an der Hochschule gebotenen Nahrung den Sinn für Heimat, für Volks- und Stammeskunde in uns hineingefressen hätten; o Gott bewahre, dreimal und viermal! Aber ich hatte mich schon entschlossen, einer Studentenverbindung beizutreten, deren Einzugsgebiet grundsätzlich mit dem bayerischen Staat zusammenfiel. Dazu hatte mich nicht etwa ein besonders stark entwickelter Sinn für staatliche Sonderrechte bewogen, sondern eine allgemeine Abneigung gegen jenes Volk, das wir die „Preußen“ hießen, und die Empfindung, daß Bayern, als Hauptvertreter süddeutscher Art, eben ein Gegengewicht gegen die Preußen bilden müsse und daß wir Einzelnen die Pflicht hätten, die süddeutsche Waagschale durch unser eigenes Gewichtlein noch etwas tiefer zu senken. Die „Preußen“ waren damals bei meinen engeren Landsleuten keineswegs beliebt, wenn man auch die bekannte althänerische Sonderbezeichnung dieses Volkes in Bamberg nicht so oft hörte als in München; bei festlichen Beflaggungen verschwanden die wenigen schwarz-weiß-roten Fahnen, die das Volk meist für „preussisch“ hielt, in dem Meer der weiß-blauen Farben. Zu meiner eigenen Abneigung gegen die „Preußen“ hatten, wie schon einmal angedeutet, Äußerungen norddeutscher Besucher der Kunststadt Bamberg beigetragen; ein Widerwille gegen das, was wir „Schнауze“ nannten, kam dazu. Ich wußte damals noch nicht, daß der „Preuße“ in seiner Heimat ein sehr liebenswürdiger, höflicher und gefälliger Mensch sein kann; wußte noch nicht, daß seine Art, sich bei den deutschen Bruderstämmen zu geben,

nur ein verkleinertes, manchmal verzerrtes Abbild und eine Teilerscheinung von der Art war, die, Gott sei's geklagt, der Deutsche überhaupt im fremden Lande zu zeigen beliebte und die seit vielen Jahrhunderten eine nie versiegende Quelle unangenehmer Überraschung und sodann Abneigung der Welt gegen uns gebildet hat. Doch dies hier beiseite; ich trat also jener studentischen Vereinigung bei, weil ich mich unter Ähnlichgearteten wohlfühlen wollte. Diese Erwartung hat mich nicht betrogen; sehr bald wurde mir aber auch etwas deutlich, was mir bis dahin ganz und gar verborgen geblieben war. Hörte ich etwa zwei meiner Bundesbrüder aus dem Allgäu in ihrer unverfälschten Heimatmundart miteinander reden, so staunte ich offenen Mundes; es hätten ja mit dem gleichen Erfolg für mich ebenso gut zwei Neuseeländer miteinander sprechen können; und sah ich, wie etwa Niederbayern sich gaben und wie sie sich zum Leben stellten, so wurde mir klar — daß ich doch anders geartet sei. Auch nahmen die Münchener Freunde öfters ein Wort in den Mund, das ich seit der ersten Klasse des Gymnasiums sehr gut gekannt, mit dem ich aber nur einen Begriff verbunden hatte, der dem lateinischen Übungsbuch angehörte. „Ihr in der Provinz draußen . . . Provinz? Was war das? Ich fühlte, daß das Wort für meine engere Heimat ganz besonders galt, für jenes Land, wo doch einst die jungen Bayern einen Schmied von Rochel-Schmur geleistet hatten. Doch andererseits tat meine Verbindung sich etwas zu gut darauf, daß sie Angehörige aller der „drei bayerischen Stämme“ umfaßte, und man wurde zuweilen zum Singen von Liedstrophen als Altbayer, Schwabe und Franke aufgefordert. So ist in diesem Kreise mein Frankenbewußtsein wachgeworden; ganz leise ist es aufgewacht, noch ohne jeden Gedanken an eine Pflicht, die sich daraus ergeben, an eine Nötigung, der man folgen, an eine Arbeit, die man leisten müsse. Die praktische Arbeit, die Vorarbeit, begann ich unabhängig und ohne rechten Zusammenhang damit ungefähr zur gleichen Zeit, wenn jeweils die Ferien mich wieder in die Heimat führten. Diese Vorarbeit war ausgesprochen örtlich, bambergisch gefärbt, sie erstreckte sich auf engbegrenzte Sondergebiete. Trügt mich mein Gedächtnis nicht, so lautete der allererste Aufsatz, den ich (in einer Beilage des Bamberger Tagblattes) veröffentlichte, „Ezzos Pilgergesang von den Wundern Christi“. Dann folgten etwa „Die Chorstühle im Bamberger Dom“; „Das Lobgedicht des Abtes Gerhard von Seon auf Bamberg“ und andere Anfängerarbeiten. Und natürlich trat ich dem „Historischen Verein für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg“ bei, und in diesem Kreise hielt ich, anno 1904, meinen ersten geschichtlichen Vortrag über den „Bamberger Reichstag vom Jahre 1135“.

Ja, ich war jetzt ganz im Fahrwasser geschichtlicher Studien, und daß ich damals das gelernt habe, was man die „Methode“ nennt, dafür bin ich heute noch dankbar. Mir wurden damals zumal die Augen geöffnet für eine leidige Tatsache, die sich durch die Zeiten schleppt, die heute, wie einst, mit unverminderter Kraft blüht oder wuchert und deren Opfer auch ich zuerst mehr als einmal wurde. Der Deutsche rührt sich mit Vorliebe seiner Gründlichkeit, und gerne lesen wir es zum Beispiel, wenn der geistvolle Franke Gregor Birkel, geboren in der Hammermühle von Silbach bei Haßfurt, als Weihbischof von Würzburg im Jahr 1817 in der bekannten Sache des „Wundertäters“ Fürsten Alexander von Hohenlohe an den Abbate Trincia in Rom u. a. schreibt: „Ihr Römer laßt euch vom äußeren Scheine einnehmen, wir, die im Norden wohnen, suchen, bis wir

den Kern gefunden haben“. Es ist müßig zu versichern, daß der Deutsche diese seine Gründlichkeit auf allen möglichen Gebieten glänzend bewiesen hat. Aber derselbe Deutsche ist kindhaft ungründlich gegen Behauptungen geschichtlicher Art, wenn diese mit Sicherheit vorgetragen werden. Nur ein kleiner Kreis macht davon eine Ausnahme. Ursache ist die Verzerrung eines deutschen Vorzugs, nämlich des Sinns für Autorität und das Vertrauen auf diese; warum die Abneigung, gerade hier den Dingen auf den Grund zu gehen, der ererbten Neigung des Volkes zum Mißtrauen nicht widerspricht, laßt uns ein andermal betrachten. Als ich einst meinem alten Lehrer und Freund Adam Senger eine irgendwo aufgegriffene Behauptung über seinen Dom — er war *Summus custos*, oberster Hüter — entgegenschleuderte, lächelte er spöttisch, wie nur er lächeln konnte, und sagte: „Mit diesen Dingen verhält es sich so: Der A hat was bei B gelesen, dieser hat es, wie er vielleicht selbst angibt, von C übernommen; der C hat es — dahinter kommt man gelegentlich — ohne Quellenangabe von D abgeschrieben; dieser weiß es von einem E, und wenn man zum F kommt, erweist sich die Behauptung als Irrtum oder als Fälschung“. So ist es; und daher die den Laien vielleicht erschreckende Tatsache, daß gut ein Drittel von dem, was als geheiligtes Geschichtsgut durch die Welt geht, eben keine Geschichte, sondern Legende ist. Wenn nun aber doch die Forscher von Fall zu Fall die Wahrheit ergründen, soweit sie überhaupt feststellbar ist? Wenn sie bloße Annahmen bescheiden und verantwortungsbewußt auch als solche bekennen? Dann — gelangt die Wahrheit noch lange nicht zum Siege. Die einen sträuben sich gegen sie, weil es so süß ist, bei der hergebrachten Meinung zu verharren, und so ärgerlich, aus seiner Bequemlichkeit aufgeschreckt zu werden; die anderen aber können die Wahrheit nicht brauchen, weil ihnen sonst die besten Felle davonschwimmen. Der Ehrenmann freilich wird als Ehrenmann handeln und schlicht und einfach sagen: Ich habe mich geirrt; und dies vor allem, wenn es um die Ehre von Menschen geht, die sich nicht mehr verteidigen können, weil sie im Grabe ruhen. Oder hat, wer vor fünfhundert oder tausend Jahren lebte, keine Ehre mehr? Darf man über ihn sagen und schreiben, was man will? Herrschaften, hier kenne ich keinen Spaß.

Im Jahre 1923 sagte ein Schriftsteller von Rang und Ruf, dessen Worte auch heute Klang haben: „Wie Sie (Zuhörer in Hagen) wissen, ließ Ludwig der Fromme die Helden- und Götterlieder der deutschen Vorzeit, von Karl seinem großen Vater mit Eifer und Ehrfurcht gesammelt, als heidnisch verbrennen, so daß wir außer Bruchstücken nur die nordische Form dieser Gesänge in der Edda besitzen“. Noch etwas genauer unterrichtet erscheint der gleiche Dichter, Wilhelm Schäfer, jetzt, wenn er (1935) schreibt: „Karl, der germanische König in Aachen, ließ die Lieder von Siegfried, Dietrich und Hildebrand samt den alten Göttergesängen aufschreiben: aber mit seinem Sohne Ludwig dem Frommen, der die Abschriften verbrennen ließ, starb die germanische Sprache als Sprache der Bildung für Jahrhunderte hin“. Wir Franken wissen dem Dichter, der ja selbst am Rhein zu Hause ist, Dank für die von ihm auch sonst bezeugte Verehrung des großen Karl; um so leichter wird gerade er davon zu überzeugen sein, daß der heute von Hunderten urteilslos gegen Ludwig den Frommen erhobene Vorwurf des Liederverbrenners und Vernichters der germanischen Dichtung auf einer oberflächlichen Deutung beruht, die ihrem ersten Urheber — ich weiß nicht, wer es war — keineswegs zur

Ehre gereicht. — Wir sind, von zerstreuten Nachrichten abgesehen, über Ludwigs Leben und Regierung durch fünf Darstellungen unterrichtet: Die Jahrbücher Einhards; das Leben Ludwigs des Frommen von Thegan; das „Größere Leben Ludwigs“ von einem Unbekannten; das Lobgedicht des Ermoldus Nigellus; und Nithards vier Bücher Geschichten. In allen diesen Werken ist nur an einer Stelle bei Thegan (einem Franken von edler Abkunft) über das Verhältnis Ludwigs zur nichtchristlichen Dichtung die Rede, in den zwei Zeilen: „*Poetica carmina gentilia, quae in iuventute didicerat, respuat nec legere nec audire nec docere voluit*“. Auf deutsch: „Heidnische Gedichte, wie er sie in seiner Jugend gelernt hatte, verschmähte er und wollte sie weder lesen noch hören noch lehren“. Wo ist hier von Verbrennen die Rede? Wahrhaftig, hätte Ludwig heidnische Gedichte verbrannt — diesen, Verzeihung für das Wort, fetten Braten hätte sich ein Thegan nicht entgehen lassen! Denn man wisse, daß der Mann fanatisch kirchlich gesinnt war und daß sein Werk eine Parteischrift ist, die alles zusammen trägt, was die kirchliche Gesinnung des Kaisers in helles Licht setzen kann. Ferner: das Wort „*gentilis*“ heißt, wie jeder Sprachgelehrte weiß, weder „volkstümlich“ noch etwa gar „germanisch“, sondern seit Hieronymus „heidnisch“, ohne Bezug auf Abstammung. Was kann in diesen „heidnischen“ Gedichten alles enthalten gewesen sein! Möglicherweise auch ein Hildebrandslied oder ein Merseburger Zauberspruch; noch wahrscheinlicher aber ganz anderes bei einem Jüngling, der aus staatlichen Gründen im Südwesten Frankreichs, in Aquitanien, aufgezogen wurde und, begreiflich genug, sich damals als Vaske trug: mit einem runden Oberkleid, weiten Hemdärmeln, gepufften Beinkleidern, Sporenstiefeln, in der Hand einen Wurfspieß — wie uns der Verfasser des größeren Lebens gelegentlich mitteilt. Und da ihm „die lateinische Sprache so geläufig wie seine Muttersprache war“, was liegt da näher als die Annahme, daß er in seiner Jugend dieselben „heidnischen“ Gedichte kennenlernte, wie die Germanenfinder auf höheren Schulen noch heute: Ovid; Catull; Horaz.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Speßart und seiner Not.

Von Anton Fries.

Die Industriedörfer.

Wenn schon die Jagdsfondörfer nur ganz geringen Landbesitz besaßen, so wurde er bei der Anlage der Glashüttenfiedelungen zunächst überhaupt verweigert. Ursprünglich war er ja auch nicht notwendig, da die Glasmacher bei gutem Geschäftsgang sehr wohl von dem Ertrage ihres Gewerbes leben konnten. Im ganzen wird die Entstehung von 14 Orten auf die Glashütten zurückgeführt, so daß also im inneren Buntsandsteinspeßart weitaus die meisten Siedelungen aus diesem Industriezweige hervorgegangen sind. Als die Glasmacherei unrentabel wurde, war es eine zwingende Notwendigkeit, den Dorfbewohnern Rodflächen zuzuweisen. Dies geschah nur widerwillig und in viel zu kleinem Ausmaß. Besonders die Orte, welche sich zuletzt für den Feldbau umstellten, Rechtenbach und Weibersbrunn, zeigen in Dorfbild und Markung noch heute die schreiende Landnot, ähnlich etwa wie das oben erwähnte Jagddorf Rothensbuch. Weniger Bedeutung für die Besiedelung des Speßarts hatten die